Abonnementspreis
mit der wöchentlich zweimal erscheinenden Unterhaltungs-Beilage „Nach der Arbeit" einschl. Bringerlohn 60 Pf., bei Selbstabholung in den Ausgabestellen 60 Pf. pro Monat. Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste 6082) pro Vierteljahr M. 2.75. Unter Kreuzband für Deutschland und Oesterreich-Ungarn 3 M., für das übrige Ausland 7 M. pro Vierteljahr.

Redaktion
Zwingerstraße 22, part.
Sprechstunde
nur Wochentags von 12 bis 1 Uhr.
Telephon: Amt I, Nr. 1769.

Telegramm-Adresse:
„Arbeiterzeitung Dresden."

Sächsische Arbeiter-Zeitung

Organ zur Wahrung der Interessen der Arbeiterklasse.

Inserate
werden die 5gespaltene Petitzeile oder deren Raum mit 20 Pf. berechnet und bei mehrmaligem Anzeigen Wiederholung mit Rabatt gewährt. Vereinsanzeigen 15 Pf. Inserate müssen bis spätestens 10 Uhr früh in der Expedition eingegeben sein und sind im voraus zu bezahlen.

Expedition:
Zwingerstraße 22, part.
Geöffnet von morgens 8 bis abends halb 8 Uhr.
Telephon: Amt I, Nr. 1769.

Erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage.

Nr. 201. | Dresden, Montag den 1. September 1902. | 13. Jahrg.

Absolutismus und Ministerverantwortlichkeit.

Während noch in der Presse so tiefsinnige wie geistreiche Untersuchungen darüber angestellt werden, ob es wohl nach der bisherigen Praxis möglich sei, das berühmte Telegramm Wilhelms II. an den bayrischen Prinzregenten im Parlament zur Sprache zu bringen, ereignen sich schon wieder Dinge, die die Erörterungen auf die Kernfrage zurückzuführen geeignet sind. Und das ist gut, denn um die Kernfrage sucht sich die bürgerliche Presse mit mehr oder weniger großer Geschicklichkeit herumzudrücken. Sie thut nämlich immer so, als sei die Frage zu diskutieren, ob wir in einem Verfassungsstaate leben oder dem Absolutismus verfallen seien. In Wirklichkeit kann es sich aber doch nur darum handeln, festzustellen, welche geeigneten Mittel angewendet werden können, um den ganz unleugbar vorhandenen Absolutismus zu bekämpfen. Dieser Kampf ist unbedingt notwendig, wenn unser Volk nicht den schwersten Gefährlichkeiten ausgesetzt sein soll, er ist aber schwierig, da dem Absolutismus alle staatlichen Machtmittel zur Verfügung stehen und ihm überdies die Sympathien kleiner, aber mächtiger Gruppen im Volke gehören, die ihn zu ihrem eigenen Vorteile gebrauchen und mißbrauchen wollen. Die Hauptaufgabe in diesem Kampfe fällt der Presse zu, die die nötige Aufklärung zu besorgen hat und dem Volke täglich zeigen muß, wie es regiert wird.

Erfüllt die Presse mit dem nötigen Ernst und Nachdruck ihre Pflicht, dann ist sie freilich auch noch nicht sicher davor, ihre eigene Arbeit von den Mineuren des Absolutismus zur politischen Brunnenvergiftung verwandt zu sehen! Darauf deutet eine Notiz hin, die jetzt die Runde durch die Presse macht und auch von uns bereits kurz erwähnt wurde: der durch die Affaire Löhning bloßgestellte Oberpräsident von Posen, v. Bitter, soll nämlich angeblich deshalb unter allen Umständen in seinem Amte gehalten werden, weil „die oppositionelle Presse die Angelegenheit in einer alles Maß übersteigenden Weise behandelt habe". Die eifrigen Offiziösen, die diese Nachricht eilfertig verbreiten, scheinen sich dabei gar nicht überlegt zu haben, welche schäbige Verdächtigung in ihren Worten enthalten ist: wäre die Nachricht wahr, dann bedeutete sie doch nichts anderes, als daß der preußische König wichtige Entscheidungen nach Gesichtspunkten zu fällen entschlossen wäre, die jedenfalls mit Gerechtigkeit und Billigkeit nichts zu thun haben. Da aber der Oberpräsident von Posen in der Angelegenheit Löhning längst nicht so sehr kompromittiert ist, wie der Finanzminister v. Rheinbaben, so ergiebt sich mit fast absoluter Gewißheit, daß wir es hier mit dem Versuche eines politischen Blitzableiters zu thun haben. Die Leute, die verfassungsgemäß das Gegengewicht gegen den Absolutismus zu bilden hätten, fördern ihn selbst, indem sie sich hinter die Person des Monarchen verkriechen. Den Namen des preußischen Königs auch mit der Affaire Löhning in Verbindung zu bringen, das war den Tintenkulis der preußischen Regierung vorbehalten, die damit zugleich den dreisten Versuch verbanden, die Thätigkeit der unabhängigen und volksfreundlichen Presse zur psychologischen Begründung einer kindischen Justamentpolitik zu mißbrauchen.

Zur Widerlegung dieser letzten gemeingefährlichen Insinuation — die man hoffentlich durch den ferneren Verlauf der Löhningaffaire als solche erkennen wird — kann man auf die prompte Bestrafung der Offiziersdemonstration für den begnadigten Duellanten Oberleutnant Hildebrand in Gumbinnen verweisen. Hier hat offenbar die scharfe Kritik der Presse die rasche Sühne veranlaßt. Aber die Sühne selbst ist nicht einwandfrei und zeigt in ihrer Eigenart wiederum absolutistische Züge, die hervorgehoben werden müssen. Auch ein so unbedingt monarchisches und besonders für den jetzigen deutschen Kaiser immer lebhaft schwärmendes Blatt wie die Tägliche Rundschau kann sich dem nicht verschließen; sie schreibt: „Die Handlungsweise der demonstrierenden Offiziere qualifizierte sich als ein Vergehen gegen die militärische Ordnung und, wenn die Begleitung des Leutnants Hildebrand, der von der ihm zugedachten Ovation übrigens keine Ahnung hatte, nicht eine freiwillige war, als ein Mißbrauch der Dienstgewalt. Das Vergehen konnte also disziplinarisch oder event. kriegsgerichtlich gerügt werden. Da man aber auch die Kundgebung als eine unangemessene, gegen das richtige Gefühl verstoßende ansehen muß, so konnte auch ein ehrengerichtliches Verfahren eintreten. Die in der letzten Zeit aber kurzer Hand verfügten Strafverabschiedungen sind ein höchst bedenkliches Mittel und stellen den Offizier außerhalb des gewöhnlichen geltenden Rechts. Daß sie in außergewöhnlichen dringenden Fällen von dem obersten Kriegsherrn angewendet werden könnten, wollen wir nicht bestreiten. Ein solcher dringender Fall lag aber hier nicht vor." Diese Kritik verliert dadurch nichts an ihrer Bedeutung und Richtigkeit, daß die Offiziere zur Disposition gestellt und nicht verabschiedet worden sind; auf jeden Fall wurden sie durch einen Akt der Kabinettsjustiz ihrem ordentlichen Richter entzogen. Das ist aber das Wesentliche des Absolutismus, daß er entscheidend, anordnend und richtend über die verfassungsmäßigen und verantwortlichen Instanzen hinübergreift, ohne doch irgendwelche Verantwortung für sein Thun und Lassen zu übernehmen.

Wir sehen also folgendes: wenn in der That der Absolutismus durch die Kritik der unabhängigen Presse zu einer Politik des „Nu jrade nich" gedrängt würde (was wir vorläufig noch nicht glauben, sondern für einen schäbigen Trick ministerieller Tintenkulis halten), dann würde er schweres Unrecht funktionieren; greift er aber sachlich im Sinne der Preßkritik ein, dann bleibt das Verfahren wiederum bedenklich und muß energisch bekämpft werden. Woraus sich die Schlußfolgerung von selbst ergiebt, daß mit dem jetzigen Systeme gebrochen werden muß. Der sozialdemokratische Initiativantrag, der ein Ministerverantwortlichkeitsgesetz fordert, zeigt auf den richtigen Weg hin. Zur bloßen Dekoration brauchen wir keinen Kanzler, der 100 000 M. kostet, auch als Kugelfang ist er überflüssig. Deshalb müßte zunächst erst einmal der Etat des Reichskanzlers glattweg vom Parlament abgelehnt werden. So etwas deutet auch die agrarische Deutsche Tageszeitung an; aber sie erschrickt ob ihrer eigenen Kühnheit und meint mit unverfälschter Bleichen-Resignation: „Dieses Mittel ist aber so einschneidend, so scharf, daß es nur im zwingendsten Notfalle angewendet werden kann. Wer möchte die Verantwortung, die mit der Empfehlung eines solchen Mittels verbunden ist, leichtherzig übernehmen?" Ja, das soll man eben nicht leichtherzig, sondern mit entschlossenem Willen thun!

Zum Fall Kugel

wird dem Vorwärts geschrieben:

Die politische Sache, wegen der die Frau Kugel unschuldig fast ein ganzes Jahr nun schwere Kerkerhaft ertragen müssen, ist nun auf die bekannte Weise des gendarmischen Administrativverfahrens erledigt worden. Es handelt sich dabei um zwei junge Letten aus den baltischen Provinzen, die in der Nacht auf den 24. Juni vorigen Jahres beim Ueberschreiten der Grenze der Libauer Gendarmerie in die Hände fielen: Sie waren von dem Führer für ein paar Goldstücke verkauft worden. Eine Anzahl Gendarmen und Geheimpolizisten hatte mehrere Tage auf der Lauer gelegen, denn man glaubte mit den beiden jungen Leuten einen guten Fang an Mitteilungen und Briefen an die baltische Organisation von den Gruppen im Auslande zu thun. Sie wurden mit Strafen gebunden und am selben Tage in das Gefängnis nach Libau verbracht. Bei einem von ihnen fand man einen kleinen Schlüssel, der zu einem Koffer zu passen schien, der in derselben Nacht mit Büchern und Zeitungen gefüllt an einer anderen Stelle an der Grenze der Grenzwache in die Hände gefallen war. Somit lagen keine Beweise gegen die beiden Männer vor; auch der Schmuggler, der den Koffer hinübergeschafft hatte, konnte nicht bezeugen, daß er ihnen gehöre. Die Gendarmerie ging nun daran, ein größeres Belastungsmaterial herbeizuschaffen. Der Verräter, dem eine Stelle bei der Polizei versprochen wurde, log dem Gendarmerie-Obersten Wonsjatzki den kunterbuntesten Unsinn über angebliche Bücherdepots jenseits der Grenze vor. Dieser hatte schon lange nach einer größeren Kampagne geschmachtet, die Rangerhöhung und Brustschmuck einbringen konnte; nun wollte er sein Glück versuchen. Nachdem er sich mit dem damals in Libau anwesenden Chef der Gendarmerie, dem Ministergehilfen Fürsten Swjatopolk-Mirski, verständigt hatte, ging er ans Werk. Die Ortschaften gegenüber Polangen und Strettingen — Pajohren und Nimmersatt — wurden mit verkleideten Gendarmen überschwemmt, die die Einwohner von Pajohren und Nimmersatt ausschnüffeln und die Polizei zu verständigen hatten, wenn einer von ihnen über die russische Grenze ging. Man wollte ein für allemal die Bewohner der Grenzorte davon abschrecken, einige Groschen mit dem Bücherschmuggel zu verdienen. Wie es die Praxis der russischen Regierung ist, war es für einerlei, an wem das Exempel statuiert wird, die Hauptsache ist, daß sie Rache üben kann, und wenn es auch eine sechzigjährige alte Frau ist, die auf die Folterbank gespannt wird. Die Frau wurde in eine dumpfe Zelle gesteckt, und da sie in Libau keine Verwandten hat, von denen sie mit Lebensmitteln hätte versorgt werden können, mußte sie buchstäblich von Wasser und Brot leben. Es begann die übliche Inquisition. Das erste ist, den Eingekerkerten mürbe zu machen. Das geschieht so, daß man ihn vollständig isoliert; er hat weder Bücher, noch sieht er einen Menschen, man thut, als ob man ihn ganz vergessen hätte. So vergehen 6 bis 8 Wochen, eine Zeit, an die diejenigen, die sie durchgemacht haben, mit Grauen denken. Nach diesen 6 bis 8 Wochen wird der Eingekerkerte zum Verhör gerufen; sieht man, daß er noch nicht willenlos und betäubt ist,

Das Blut.

Roman von J. J. David.

(10. Fortsetzung.) [Nachdruck verboten.]

Siebentes Kapitel.

So war wieder einmal die Zeit des Herbstjahrmarktes in der Kreisstadt gekommen. Das ist ein wichtiger Tag. Er ist es für den Städter, der mit ihm rechnet und der mit seinem Erwerbe fast ganz auf den Bauern angewiesen ist, also daß er vom Wandel guter und schlechter Jahre kaum minder abhängt, als einer der Bauernbarone von Kunzendorf oder Unter-Heinzenwald, die sich denn auch, sich wohl bewußt, wie wenig man sie in der Stadt eigentlich mag und wie sehr man ihrer bedarf, auf dem Ringplatze und in den Gasthäusern trotzig genug benehmen. Er ist es für den Landwirt, dem hier erst klar wird, wie hoch das wenige Getreide, das viele Vieh, das er im Ueberschusse gewonnen hat, eigentlich wertet; ist es zuvörderst für das dienstbare Volk, das sich lange vorher darauf freut, dafür spart, um dann nach seiner Art genießen, das heißt lärmen, aufhauen und verthun zu dürfen.

Wie jedes große Ereignis kündigte er sich lange vorher durch unscheinbare, doch zweifellose Vorzeichen an: die Bärenführer — ihnen hat die löbliche Polizei seither weislich das Handwerk gelegt — zogen durch die Ortschaften. Das waren gewaltige Gesellen; alle sonnenbraun und trotz ihren Tieren zottig an Bart und Haupthaar, ob sie nun dem heimlosen Stamme der Zigeuner angehörten, ob sie aus der nahen Tatra, deren kühnen Spitzen man am hellen Tage von den höheren Kuppen der unfernen Beskiden erspähen mag, ob sie gar aus dem fernen Siebenbürgen ins flache Land herniedergestiegen waren. Sie hatten es eilig; denn so seltene Gäste waren sie nicht, daß es nicht wichtig für sie gewesen wäre, ehestens auf dem Schauplatze zu erscheinen. Mit näselnder Stimme und in wildfremden Lauten sangen sie ihr eintöniges Lied; dazu klirrte ihr Tamburin und seine Schellen klingelten, rasselte die Kette, an der sie den Gebändigten führten. Sie bildeten eine Gefahr für jedes einsame Gehöft, bedeuteten eine Verlegenheit für jeden Mauthpächter, der nicht wußte, ob er ihren Begleiter dem großen oder kleinen Triebvieh — für jede Gattung giebt es besondere Sätze des Wegegeldes — zuzählen sollte, da ihn ganz zollfrei ausgehen zu lassen doch nicht wohl angezeigt erschien.

Immer hatte Gabi ihrem Treiben mit größter Erregung und Achtsamkeit zugesehen; nie zuvor aber mit solcher Spannung, wie in jenem Jahre. Die Kamele und die Affen folgten; seltenere und darum schon mehr bestaunte Erscheinungen. Das fast erwachsene Mädchen wich kaum mehr vom Hofe. Das Fieber, das die Mägde ergriffen, die an ihren besten Kleidern richteten, ihre Spargulden zurechtlegten, schüttelte sie mit. Sie achtete kaum der Schelte und der Strafen der Tante; sie war von der Seite der Susanne nicht fortzubringen, die noch keinen Markttag ausgelassen hatte und auch diesen nicht ungenützt vorübergehen lassen wollte. Die Karawanen-Wagen, das letzte Vorzeichen hereinbrechenden Getümmels, polterten mit mächtigem Getöse am Brauhause vorüber. Schon hielt jeder Bauer in Stall wie Scheuer die letzte Musterung, was etwa ohne Schaden verkäuflich sei, und das Mädchen verging vor Sehnsucht, einmal auch einen Einblick in das thun zu dürfen, was so vielen seiner Freundinnen höchstes Glück und letzte Seligkeit bedeutete. Die Susanne erkannte das gut; aber Eile hatte sie darum doch nicht, ihren Liebling von seiner zuckenden Ungeduld zu befreien. „Freut sie nachher desto mehr," dachte sie; und erst am Vortage fuhr sie plötzlich heraus: „Magst mit morgen?" Gabi konnte nur selig nicken. „Dann sollst es auch." — „Sie werden mich nicht lassen," hauchte sie. — „Dummheit, ist meine Sache. Nur Du bist ungeschickt; könntest es sonst ganz gut haben. Da sagt man ihr: Er wird sich ärgern, und alles wird nach Dir schauen, was Du schön bist, und sie erlaubt, was man will."

Und so hat sie es auch gemacht, und zwar noch am gleichen Abend. Aber erst nach Tisch, am großen Tage selbst, winkte Frau Salome ihre Pflegetochter zu sich. „Du gehst auf den Markt," befahl sie kurz. „Es ist Zeit, daß Du einmal Menschen siehst. Da hast Du Geld" — sie schob ihr einen kleinen Betrag zu — „dafür darfst Du Dir etwas Nützliches kaufen. Verschwende nichts — das hat Deine unglückliche Mutter geliebt. Du mußt Rechnung legen, und Du wirst beobachtet. Den Bettlern darfst Du geben — aber bedenke, was Du thust! Es ist Dein erster Gang in die Welt." Und als Gabriele mit Thränen im Auge — denn sie weinte immer noch kindlich leicht — der Susanne von dieser Ermahnung berichtete, ihr klagte, so freue sie das Ganze nicht mehr, da lachte die kurz und spottete: „Kindskopf! Gut wird's gehen! Weil warum? Wer soll auf Dich Acht geben? Ich. Und wer wird zubelfen, wenn Du was brauchst? Ich. Und jetzt mach' Dich fertig und komm'. Es wird voll werden in dem Zelt."

Es ist nur ein Endchen Weges vom Brauhause in die Stadt. Aber Gabi und Susanne brauchten an jenem Nachmittag lange genug, ehe sie es hinter sich brachten. Denn die Landstraße war überfüllt; wer etwa vom Fußsteige aus nach dem Fahrdamme spähte, der sah eine endlose und wirre Reihe von Fuhrwerk, das sich staute und drängte. Das bunte Geflecht der Korbwagen aus dem Marchgebiete leuchtete, in seiner Farbe überschrieen vom grellen Rot der zierlich aufgenähten Lederhosen ihrer Insassen. In nennedrigerem Fuhrwerk dehnten sich die reicheren Grundbesitzer des Kuhlandes. Eine unzählige Menschenmenge schob sich langsam vorwärts; in ihr sahen sich die beiden gefangen, eingekeilt, mitbewegt. An Bettlern ging es vorüber; an jedem Prellsteine saß einer. Eine Welt voll Elend war aufgetaucht aus ihren Höhlen und Schlupfwinkeln, psallierte ihre Litaneien, fingerte an ihren Rosenkränzen, stellte Schwären und Gebreste zur ekelen Schau und schrie mit flehend ausgereckten Händen in trübseligem Singsang nach Mitleid und Erbarmen. Dazu schwirrten Peitschenhiebe durch die Luft, Flüche erklangen, dann wieder helles Lachen und vergnügter Zuruf der Wandernden. Mit großen, fröhlichen Augen sah und vernahm Gabi das alles. Sie ertrug gelassen das Stoßen der Hintermänner, das ermüdend langsame Fortschreiten focht sie mit nichten an. Die weitgestreckte, laubengeschmückte Hauptstraße entlang wanderten sie so, zum viereckigen Hauptplatze, den abermals überwölbte Lauben umsäumen. Hier gab es Neues zu bestaunen. Eine Stadt in der Stadt; allenthalben waren Buden aufgeschlagen, und die gellen Stimmen der Verkäufer kreischten, preisen in den unmöglichsten Tonarten ihre Ware an. Slowaken mit stumpfen Gesichtern hielten ihren Wachholderbranntwein feil, Goralen

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id416950779-19020901/1 gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG